

Rezension: Birgit Bütow, Lena Eckert, Franziska Teichmann: Fachkulturen als Ordnungen der Geschlechter - Praxeologische Analysen von Doing Gender in der akademischen Lehre

Matthies, Hildegard

Veröffentlichungsversion / Published Version

Rezension / review

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Matthies, H. (2019). Rezension: Birgit Bütow, Lena Eckert, Franziska Teichmann: Fachkulturen als Ordnungen der Geschlechter - Praxeologische Analysen von Doing Gender in der akademischen Lehre. [Rezension des Buches *Fachkulturen als Ordnungen der Geschlechter: Praxeologische Analysen von Doing Gender in der akademischen Lehre*, von B. Bütow, L. Eckert, & F. Teichmann]. *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 20(2), 385-388. <https://doi.org/10.3224/zqf.v20i2.16>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

sich auf dem richtigen Weg zu befinden, helfen – aber eine Erfolgsgarantie kann es in zunehmend komplexeren Wissenschaftssystemen freilich dennoch nicht geben. Schon Max Weber (1985, S. 11) schreckte deshalb vor der unerträglichen Verantwortung des guten Zuredens zurück und machte die Entscheidung für den Wissenschaftsberuf zu einer persönlichen Gewissensfrage. Wie im bekannten Lied von The Clash besungen, bleibt Nachwuchswissenschaftler/-innen wohl bis heute nichts anderes übrig als ihre drängende Lebensfrage stets aufs Neue selbst zu beantworten: „Should I stay or should I go? If you say that you are mine, I'll be here 'til the end of time. So you got to let me know. Should I stay or should I go?“

Anmerkungen

- 1 Diese Kombination aus Forschung und Beratung ist typisch im Bereich der Hochschulforschung, weil die Themen häufig mit wissenschaftspolitisch relevanten Problemstellungen verbunden sind (hier: hohe Abbruchquoten und lange Abschlusszeiten bei der Promotion) und oft von zentralen Universitätseinrichtungen im Schnittbereich von Wissenschaft und Hochschulentwicklung bearbeitet werden. Lynn McAlpine war Professorin für Hochschulentwicklung an der University of Oxford (UK) und Cheryl Amundsen leitete das Institute for the Study of Teaching and Learning in the Disciplines an der Simon Fraser University (Kanada).
- 2 Seitenangaben beziehen sich jeweils auf das zuvor zitierte Buch.
- 3 Im deutschen Lehrstuhlssystem wird dieser seit jeher bestehende Widerspruch in besonderer Weise aufgelöst. Mit Unterstützung von Wissenschaftsorganisationen und Professionsvertretungen wird die Ansicht vertreten, dass befristete Beschäftigung ein geeigneter Sicherungsmechanismus ist, um den Wissenschaftsberuf gerade nicht aus Karrieregründen zu wählen, sondern sich stattdessen ganz der Forschung zu verschreiben (Torca 2018).

Literatur

- Berger, P. L./Luckmann, T. (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a.M.
- Bourdieu, P. (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a.M.

- Foucault, M. (1988): Technologies of the Self: A Seminar with Michel Foucault. London.
- Kosmützky, A./Krücken, G./Rogge, J.C./Simon, D. (Hrsg.) (2017): Schwerpunktheft Arbeitsmarkt Wissenschaft: Neue Karrierewege in Sicht? In: WSI-Mitteilungen, 70. Jg., H. 5.
- Kreckel, R./Zimmermann, K. (2014): Hasard oder Laufbahn: Akademische Karrierestrukturen im internationalen Vergleich. Leipzig.
- Matthies, H./Torca, M. (2019). Academic Habitus and Institutional Change: Comparing Two Generations of German Scholars. In: Minerva, Volume 57, Issue 3, pp.345–371.
- Reuter, J./Berli, O./Tischler, M. (2016): Wissenschaftliche Karriere als Hasard: Eine Sondierung. Frankfurt a.M./New York.
- Rogge, J.C. (2017): Wissenschaft zwischen Lebensform und Karrierejob. Berlin.
- Torca, M. (2018): Folgen der Drittmittelfinanzierung für Form und Inhalt der Forschung. In: Hochschulmanagement, 13. Jg., H. 1, S. 6–12.
- Weber, M. (1995): Wissenschaft als Beruf. Frankfurt a.M.

DOI: <https://doi.org/10.3224/zqf.v20i2.15>

Hildegard Matthies

Birgit Bütow/Lena Eckert/Franziska Teichmann: Fachkulturen als Ordnungen der Geschlechter. Praxeologische Analysen von Doing Gender in der akademischen Lehre. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, 2016, 218 S., 978-3-8474-0080-6, 28,00 €.

Wie Verhältnisse im Kontext von Gender durch die akademische Lehre beeinflusst, reproduziert oder auch moduliert werden, ist Gegenstand des Buches *Fachkulturen als Ordnungen der Geschlechter* von Birgit Bütow, Lena Eckert und Franziska Teichmann. Ausgangspunkt der Publikation ist das an Thüringer Hochschulen durchgeführte Projekt GenialL, das sich eine nachhaltige Implementierung von gender- und diversitysensiblen Maßnahmen in Forschung und Lehre zum Ziel gesetzt hatte. Das Projekt knüpft an einen zentralen Befund der Wissenschafts- und Geschlechterforschung an, wonach ‚doing science‘ und ‚doing gender‘ auf verschiedene Weise mit-

einander verschränkt sind (Beaufäys/Krais 2005; Heintz/Merz/Schumacher 2004). „Durch Form und Inhalt von Lehrangeboten“, so die Ausgangshypothese des Projekts, „können geschlechtergebundene Arbeits- und Interaktionsformen reproduziert, aber auch hinterfragt und verändert werden“ (S. 11f.). Folglich wurden nicht nur „Erhebung zum Ist-Stand der Geschlechterverhältnisse in der akademischen Lehre“ durchgeführt, sondern auch „Maßnahmen zur „Implementierung von gender- und diversitysensiblen Lehreinheiten“, die außerdem evaluiert wurden (S. 9).

Dieser ambitionierte Anspruch eines „action-research-approach“ erweist sich allerdings auch als ein Problem des Buches. So konzentriert sich die Einführung sehr stark auf die Projektbeschreibung, während das wissenschaftliche Erkenntnisinteresse der Studie sehr im Vagen bleibt. Auch eine Erläuterung in den Aufbau der Publikation fehlt. Dies fällt umso mehr ins Gewicht, als die einzelnen Kapitel recht unterschiedliche Perspektiven auf den Gegenstand mit zugleich variierender Tiefe versammeln, was dem Umstand geschuldet sein mag, dass im Projektteam divergente methodische Orientierungen und gendertheoretische Positionen und Sichtweisen aufeinander getroffen sind (S. 42f.).

Kapitel eins gibt einen Überblick über die historische und aktuelle Entwicklung zur Gleichstellung der Geschlechter in der Hochschullandschaft sowie über die theoretischen Diskurse zu Gender in Gesellschaft, Wissenschaft und Hochschule, um vor dessen Hintergrund die theoretische Rahmung der Studie zu erläutern. Einen zentralen Stellenwert räumen die Autorinnen den Kategorien Fachkulturen, Habitus und Geschlecht bzw. Gender ein, die sie als wechselseitig aufeinander bezogen verstanden wissen möchten. Folglich werden Fachkulturen nicht als kohärente Entitäten aufgefasst, sondern als epistemische und praktische Prozesse, die „über differente Habitusausbildungen als Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmuster voneinander unterschieden werden (können)“ (S. 24), wobei der fachspezifische Habitus als ein Amalgam aus mitgebrachten und in der Fachkultur herrschenden Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmustern konzeptualisiert wird (S. 24). Eine wichtige Habitus bildende und damit auch Fachkul-

turen prägende Kraft sehen die Autorinnen in Gender. Trotz des enormen Wandels in der Wissenschaft, der sich nicht zuletzt auch an einer gestiegenen Teilhabe von Frauen festmachen lässt, konstatieren die Autorinnen „eine Persistenz von männlich-dominierenden Hierarchien“ (S. 27), die „aufgrund der Wirkmächtigkeit des Habitus □...□ nur sukzessive und partiell verändert wird“ (S. 30). In der Studie sollen diese Prozesse mit dem Konzept des „doing gender“ empirisch erfasst werden. Dabei liegt der Fokus auf Lehr- und Lernkontexten, in denen Lehrende durch ihr im Fachwissen eingelagertes implizites und explizites Genderwissen am Gendering der Fachkultur mitwirkten (S. 31). Wie beim Habitus sehen die Autorinnen auch diesen Wissenskörper sowohl als feldabhängig wie an biografische Erfahrungen gebunden.

Die methodologischen Grundlagen des Projekts und das Forschungsvorgehen werden in Kapitel zwei dargelegt. Um der Komplexität des Feldes, in welche das Projekt eingebettet ist und vor der auch die Forscherinnen selbst nicht gefeit seien, Rechnung zu tragen, wurde eine „qualitativ-rekonstruktive Forschungsstrategie“ (S. 35) gewählt. Zum Einsatz kam ein Methodenmix aus Expert_Inneninterviews, ethnografischen Beobachtungen von Lehr-Lerninteraktionen – exemplarisch durch Raumanalysen ergänzt –, dokumentarische Analysen von Hochschulzeitschriften und schriftliche Befragungen, wobei allerdings die letzten beiden Instrumente im Methodenteil nicht erwähnt werden. Den größten Forschungsanteil nahmen – zumindest dem Bericht zufolge – die Expert_Inneninterviews ein. Sie wurden mit Lehrenden verschiedener Disziplinen der Sozial-, Geistes-, Technik-, Natur- und Ingenieurwissenschaften an vier bzw. fünf Hochschulen durchgeführt, die unter dem Gesichtspunkt größtmöglicher Verschiedenheit hinsichtlich des fachlichen Profils, der Größe, des Hochschultyps und der Gleichstellungskonzepte ausgewählt wurden. Die Erhebung von Lehrenden in den Expert_innenstatus mag erst einmal verwundern, sind sie doch die Akteur_innen in den zu rekonstruierenden Prozessen des doing gender und doing science. Die von den Autorinnen angeführte Begründung, auf diese Weise leichter Interviewpartner_innen zu gewinnen, weil man damit auf ein ge-

meinsames Relevanzsystem Wissenschaft rekurrieren könne (S. 39), hat mich dann allerdings überzeugt. Die Analyse des Datenmaterials erfolgte bedauerlicher Weise nur partiell nach rekonstruktionslogischen Prinzipien. So wurden die Interviews vornehmlich nach kategorialen Prinzipien ausgewertet, wobei eine deduktive und induktive Kategorienbildung kombiniert wurden. Lediglich Passagen, die Ambivalenzen, sprachliche Besonderheiten oder eine spezifische Dichte aufwiesen, erfuhren eine sequenzanalytische Betrachtung. Zusammen mit den Ergebnissen aus der Lehrbeobachtung wurden die Resultate der Interviewauswertung in thematisch geordnete Fallporträts überführt, die im Hinblick auf zentrale Themen kontrastiert und vertiefend analysiert wurden. Kritisch ist außerdem anzumerken, dass den Leser_innen Angaben zum Umfang des Sample sowie zu seiner Zusammensetzung hinsichtlich der genannten Auswahlkriterien vorenthalten werden. Auch wäre ein Überblick zu den biografischen Erfahrungen der interviewten Expert_innen, deren Bedeutung die Autorinnen für die „Rekonstruktion des Deutungswissens in Bezug auf die Relevanzzuschreibung von Gender“ (S. 38) explizit hervorheben, angebracht gewesen.

Im dritten und vierten Kapitel werden sodann Ergebnisse des Projektes vorgestellt. „(Un)doing Gender in der Lehre“ ist das Thema von Kapitel drei, dessen Auftakt ein Gastbeitrag von Jeannette Grygalla bildet (3.1), die ergänzend zum Projekt GeniaL eine schriftliche Befragung von Studierenden zu deren Sprachpräferenzen durchgeführt hat. Dabei wurde eine leicht höhere Präferenz für genderneutrale Sprachformen ermittelt, dicht gefolgt vom generischen Maskulinum, dass unter den Befragten ebenfalls eine hohe Akzeptanz erfuhr, letzteres allerdings mit abnehmender Tendenz, wenn sich die Studierenden mit dem Thema Gendersensibilität auseinander gesetzt hatten. Der zweite Beitrag (3.2) befasst sich mit dem „Genderwissen und Gendererfahrungen von Lehrenden“. Trotz vielfältiger Differenzen zwischen den Fachkulturen konstatieren die Autorinnen einen über alle Fachkulturen hinweg stattfindenden „Ausschluss von Gender aus den Fachdiskursen“ (S. 80) und somit eine „Marginalisierung von Genderdiskursen“ (ebd.) in der Hoch-

schule. In der Kommunikation zeigten sich sowohl Praktiken der Thematisierung (vor allem in der hohen Relevanz von Stereotypen) als auch der De-Thematisierung, indem Gender aus den Fachdiskursen überwiegend ausgeklammert werde. Abschnitt 3.3 gibt einen Einblick in die räumliche Rahmung von Lehrsituationen sowie in „Schlüsselszenen“ aus der Beobachtung von Lehr- und Lerninteraktionen. Gezeigt wird zum einen, wie die in den Raumstrukturen angelegte Hierarchie von männlichen und weiblichen Lehrenden unterschiedlich stark aktualisiert wird, zum anderen, dass Gender trotz offenkundiger männlicher Dominanz im Lehrbetrieb sowie Differenzen im Beziehungsaufbau zu männlichen und weiblichen Studierenden in den Lehrinhalten implizit ein „Nicht-Thema“ (S. 99) darstelle. Typische Geschlechterasymmetrien prägten auch die bildlichen Darstellungen in Hochschulzeitschriften, so das Ergebnis einer Analyse, die eine Studierende im Rahmen des Projekts GeniaL erbracht hat (Abschnitt 3.4.). Lehr- und Lern-Situationen würden dort ausschließlich mit männlichen Lehrenden und weiblichen Studierenden abgebildet, und wenn es um die Würdigung von Leistungen geht, würden Frauen allenfalls als „Assistentin bzw. Randständige“ oder „als das Besondere“ in Szene gesetzt (S. 114). Hinweise für die Konzeption von gendersensiblen Lehreinheiten werden schließlich im letzten Abschnitt des Kapitels (3.5) unterbreitet. Sie orientieren sich in inhaltlicher Hinsicht maßgeblich an Ergebnissen der Genderstudies sowie der Interdependenzforschung, während sie methodisch am Konzept des Lehrens mit Epistemologie anknüpfen, das „als die Art und Weise, wie wir Dinge wissen“ (S. 121) zu verstehen sei.

In Kapitel vier werden unter der Überschrift „Praktiken des (An-)Ordnen in den Fachkulturen“ schließlich zentrale Muster und Praktiken von Lehrenden vorgestellt, die in der vergleichenden Analyse des Datenmaterials als maßgebliche Ressourcen von Doing Gender herausgeschält werden konnten. Als eine dieser Ressourcen werden die Genderkonstruktionen der Lehrenden identifiziert, die sich interessanter Weise durchweg als mit den Biografien der jeweiligen Fälle verschränkt erwiesen hätten. Bedauerlicherweise wird dieser Zusammen-

hang jedoch nur partiell explizit gemacht und dabei auch weitgehend auf berufliche Erfahrungen beschränkt. Auch eine Typisierung der einflussgebenden biografischen Erfahrungen, die zum tieferen Verständnis dieses Zusammenhangs hätte beitragen können, ist leider unterblieben. Zwei zentrale Identitätskonstruktionen, über die Gender in Lehr- und Lernsituationen zum Tragen komme, sehen die Autorinnen in Mütterlichkeits- und Väterlichkeitskonstrukten. Überzeugend wird herausgearbeitet, wie dieser „Rückgriff auf alltags- und familienbezogene Identitätskonstruktionen □...□ höchst differente Modi der Transmission von hierarchischen Geschlechterverhältnissen in Wissenschaftskulturen“ (S. 163) erzeugt, ohne dass die proklamierte Genderneutralität der Fachkulturen hinterfragt werden müsse. Gewissermaßen Begleitschutz erhalten diese Transmissionen durch Behauptungen zur Neutralität der Sache („es ist neutral“) und der Person („ich bin neutral“) sowie über die Herstellung von Differenzen, die gewissermaßen als Gegenangebote zu Gender ins Spiel gebracht würde und im Vergleich dazu dominanter seien (S. 164).

Im fünften und abschließenden Kapitel werden die Ergebnisse der Studie resümiert und weiterführende Denkangebote unterbreitet, die sich als Reflexions- und Dialogempfehlungen zusammenfassen lassen. Insgesamt zeichnen die Autorinnen ein ernüchterndes Bild der Reproduktion und Persistenz hierarchischer Ordnungen in den Fachkulturen. Während Geschlecht in den Alltagsdiskursen in Gestalt von Stereotypen und Vorurteilen eine hohe Relevanz habe, werde es aus den Fachdiskursen systematisch ausgeschlossen bzw. auf marginalisierte Genderdiskurse begrenzt, so dass eine Reflexion oder Sichtbarmachung der sozialen Dimension von Geschlecht kaum stattfindet. „Diese Gleichzeitigkeit von Neutralisierung und Stereotypisierung“, so ihr Fazit, „erzeugt immer wieder eine wirkmächtige Spannung, die Geschlechterforschung und Geschlechterpolitik nicht ‚so einfach‘ lösen können“ (S. 192).

Etliche Ergebnisse der Studie sind nicht überraschend, sondern bekräftigen Befunde früherer Untersuchungen. Neu ist allerdings die Erkenntnis, dass die Unterschiede zwischen den Fächern sehr viel geringer ausfallen als gemeinhin angenommen und auch in

der Studie von Heintz/Merz/Schumacher (2004) – deren Rezeption hier leider unterblieben ist – konstatiert wird. Insofern stellt die Publikation von Bütow/Eckert/Teichmann mit ihrem Fokus auf die Fachkulturen für die Wissenschafts- und Geschlechterforschung einen wichtigen Erkenntnisgewinn dar. In methodischer Hinsicht bleibt jedoch kritisch anzumerken, dass die angekündigte „qualitativ-rekonstruktive Forschungsstrategie“ (S. 35) nicht immer eingehalten worden ist. Mehrfach hatte ich beim Lesen den Eindruck, dass eine subsumtionslogische Vorgehensweise (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 30) bei der Dateninterpretation die Oberhand gewonnen hat. So habe ich Befunde vermisst, die nicht in das vorgegebene Kategorienschema passen, weil sie von den dominierenden Praxen abweichen. Und für etliche Interviewpassagen hätte ich mir eine tiefergehende Analyse gewünscht, um deren latente Sinnstruktur und damit gegebenenfalls auch Dissonanzen und Zwischentöne freizulegen. Gleichwohl bleibt festzuhalten, dass die Autorinnen mit ihrem Fokus auf Fachkulturen ein wichtiges Desiderat der Wissenschafts- und Geschlechterforschung aufgegriffen haben, an das künftige Forschung anschließen kann.

Literatur

- Beaufäys, S./Krais, B. (2005): Doing Science – Doing Gender. Die Produktion von WissenschaftlerInnen und die Reproduktion von Machtverhältnissen im wissenschaftlichen Feld. In: *Feministische Studien*, 23. Jg., H. 1, S. 82–99.
<https://doi.org/10.1515/fs-2005-0108>
- Heintz, B./Merz, M./Schumacher, C. (2004): *Wissenschaft, die Grenzen schafft. Geschlechterkonstellationen im disziplinären Vergleich*. Bielefeld.
<https://doi.org/10.14361/9783839401965>
- Przyborski, A./Wohlrab-Sahr, M. (2014): *Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch*. 4., erweiterte Auflage. München.
<https://doi.org/10.1524/9783486719550>

DOI: <https://doi.org/10.3224/zqf.v20i2.16>